

Zur Schärfung des Sprachgefühls

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **16 (1932)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zosen sind. Ueberdies sprächen ja die meisten Delsberger und Bruntruter geläufig „Bärndütsch“ und ersparten damit den Basler Geschäftsleuten, sich französisch bemühen oder gar noch schriftdeutsch antworten zu müssen. „Gewiß, gewiß“, erwiderte der Buchhändler, „allein wir haben auch mit der internationalen französisch sprechenden Kundschaft zu rechnen.“ „Ganz wie umgekehrt die Geschäftswelt der Stadt Neuenburg zu rechnen hat mit der deutsch sprechenden Kundschaft“, unterbrach ich den Buchhändler, „und zwar in einem ganz anderen Ausmaße, als Basel zu rechnen hat und je zu rechnen haben wird mit der französischen Kundschaft. Denn wie Ihnen wohl bekannt sein dürfte, wimmelt es in Neuenburg an den Feiertagen von deutsch sprechenden Besuchern. Auf den prächtigen, weitläufigen Seepromenaden, in den Museen, in allen Gaststätten, im Strandbad bei St. Blaise, überall hört man massenhaft schweizerdeutsch, so daß man sich in eine deutsche Stadt versetzt glauben könnte. Sodann liegt Neuenburg nicht zwischen 35 und 50 Kilometern von der Sprachgrenze entfernt wie Basel, sondern hart an der Sprachgrenze wie Biel. Und trotzdem fällt es den Neuenburger Geschäftsleuten nicht ein, der zahlreichen und einträglichen deutschen Kundschaft halber ihre Firmenaufschriften in deutscher Sprache abzufassen. Oder erinnern Sie sich, in Neuenburg schon einen deutschen Firmentitel gesehen zu haben?“ Ja, das sei ganz was anderes, meinte darauf der Buchhändler. Niemand erwarte im Welschland andere als französische Aufschriften. Es liege auch kein Bedürfnis vor, hieran etwas zu ändern; denn der Deutschschweizer wisse ja schon oder ohne wenigstens, was diese französischen Aufschriften, Speisekarten u. dergl. besagten. „Halt, nun habe ich Sie fest“, unterbrach ich den Buchhändler. Sie finden es also selbstverständlich, daß die französische Stadt Neuenburg, die hart an der Sprachgrenze liegt und zu einem sehr erheblichen Teil von der deutschen Kundschaft lebt, ausschließlich französische Aufschriften aufweise, und Sie würden es wahrscheinlich unangenehm und unnatürlich empfinden, wenn die Aufschriften mehrheitlich deutsch wären. Nun haben Sie in Basel auf 100 Kunden, die deutsch reden, vielleicht einen Franzosen, und vielleicht noch 2 Italiener. Wie können es die Basler bei einem solchen Kundenverhältnis rechtfertigen, ihre Firmenaufschriften in einer Fremdsprache zu halten?“ „Rechtfertigen können wir das nicht“, entgegnete der Buchhändler, „sondern wir folgen hierin einfach einem alten Brauch, der will, daß in Basel die Firmenaufschriften in französischer Sprache abgefaßt seien. Unseren Welschen und den Ausländern mag das unbegreiflich erscheinen, wir Basler hingegen sind daran gewöhnt und stoßen uns daran nicht.“

Ach, die armen Basler! Sie sind wirklich zu beklagen. Sie fühlen sich nicht wohl in ihrer Haut. Sie haben das Bedürfnis, etwas anderes zu scheinen, als was sie sind. Allein bei ihren rührenden Bemühungen darum kommt immer das gerade Gegenteil von dem heraus, was sie anstreben. Sie sind keine Franzosen, und nichts an ihrer Stadt, noch an ihnen selber erinnert an die berühmte französische Zivilisation und an französische Geistesart. Sie sind sich dessen bewußt, möchten aber doch die Eidgenossen jenseits des Hauensteins und des Riesbergs, sowie die Ausländer verblüffen mit etwas, das ihre Verbundenheit mit der französischen Zivilisation und politischen Nachbarschaft bekundete. Sie wohnen an der Landesgrenze, aber diese fällt in Basel nicht zusammen mit der Sprachgrenze. Diese verläuft weit, weit hinter Basel, so weit, daß Basel nie ein Echo davon vernimmt. In Basels

engerem Hinterlande wohnt keine französisch sprechende Kundschaft. Und wenn einmal ein Delsberger nach Basel kommt, so hat er die üble Gewohnheit, in dieser urdeutschen Stadt deutsch zu reden. So daß die Basler die größte Mühe haben, ihr mühsam erlerntes Französisch an den Mann zu bringen.

Am verdrießlichsten für sie sind die Elsässer Nachbarn. Diese sind zwar seit Kriegsende politisch zu Franzosen umgegossen worden, aber sie halten mit unüberwindbarem Starrsinn an ihrer angestammten deutschen Muttersprache fest. Man bringt sie einfach nicht dazu, französisch zu reden. Obwohl Paris sie beharrlich mit den unerträglichsten und verwerflichsten Druck- und Gewaltmitteln quält und martert, sind sie davon nicht abzubringen. Sie bleiben dabei, deutsche Franzosen zu sein, ganz wie die Korfen italienische Franzosen sind. Ganz Europa weiß das. Basel schwebt daher mit seinem künstlichen französischen Gehaben in der Luft. Dabei ist dieses Gehaben — und das ist das Tragi-komische an der Sache — ganz unfranzösisch. Denn nichts verstößt heftiger gegen den französischen Geschmack und Stil, als wenn Deutsches und Französisches durcheinander gewürfelt wird wie Muskatellertrauben und Holzäpfel, wie das die Basler betreiben mit ihren Geschäftsaufschriften und in ihrem Zeitungsschrifttum.

Heinrich Oberstettler.

Nachwort des Schriftleiters. Was da von Basel gesagt ist, gilt natürlich mehr oder minder auch von Bern und Zürich. Für Bern hat es Eduard Stettler in unserer Rundschau 1915 nachgewiesen, für Zürich bestätigen es ein paar hundert Schritte auf der Bahnhofstraße. Und auf dem Lande? — Das ist eben die französische Kulturtünche, die über allen deutschen Landen liegt — auch über den reichsdeutschen. (Wenn man zu Königswinter mit der Fähre über den deutschen Rhein fahren will, der dort zum Glück immer noch Deutschlands Strom und nicht Deutschlands Grenze ist, so kostet das laut Aufschrift 15 Pfennig „à Person“! Und wenn man zu Bonn am Rhein im Gasthaus an Hand der Speisekarte eine „Kraftbrühe mit Ei“ bestellt und nahe genug am Schenktisch sitzt, so kann man hören, wie dort der Herr Ober bestellt: „Eine Bulliong!“ Usw.) Es ist ja nur Tünche, eine dünne Tünche, aber wozu die Tünche? Warum nicht das Wesen zeigen? Immerhin macht uns Heinrich Oberstettler in einer weiteren Zuschrift darauf aufmerksam, daß die Kleinbasler ihre Rheindammanlage noch Rheinweg nennen (in Konstanz sage man Rheinstieg), während die Luzerner einen Quai national haben zu müssen glauben und nicht etwa einen Seeweg oder eine Kurjaalpromenade. Das wäre ja immer noch nobel genug, denn es wäre immer noch schlechtes Deutsch.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Ein ländliches Blatt schließt seinen Bericht über einen Gerichtsfall mit dem schönen Satz, neben den wir unsern Verbesserungsvorschlag stellen:

Das Gericht stellte sich auf den Standpunkt der Staatsanwaltschaft und verurteilte den 1899 geb. Angeklagten, dessen Begangenschaft durch den Verteidiger, Nationalrat Dr. D., unter Geltendmachung verschiedener mildernder Momente in einem weniger krassen Bilde erscheinen zu lassen versucht wurde, wegen versuchter und vollendeter vorzäthlicher Brandstiftung zu fünf Jahren Zuchthaus.

Der Verteidiger, Nationalrat Dr. D., machte verschiedene mildernde Umstände geltend und suchte das Bild des Verbrechens abzuschwächen. Das Gericht erklärte den 1899 geborenen Angeklagten nach Antrag des Staatsanwalts der versuchten und vollendeten vorzäthlichen Brandstiftung schuldig und verurteilte ihn zu fünf Jahren Zuchthaus.

Schon die Anordnung ist unlogisch. Nach dem Staatsanwalt sprach der Verteidiger, dann das Gericht; darum nehmen wir den Verteidiger voraus und nicht mitten in den Satz vom Gericht hinein; das ist verwirrend. Die Angabe des Geburtsjahres gehört eigentlich auch nicht hierher, sondern an den Anfang des ganzen Berichtes; auch wirkt die Abkürzung „geb.“ im fortlaufenden Satz etwas schäbig; wenn sie dem Namen einfach beigelegt wird, z. B. „A. B., geb. 1899“, ist es etwas anderes. Und diese „Begangenschaft“ wurde also „durch den Verteidiger in einem weniger krassen Bilde erscheinen zu lassen versucht“! Schön von diesem Verteidiger, aber wenn dieses verwickelte Deutsch des Berichterstatters durch uns in einem weniger krassen Lichte erscheinen zu lassen versucht würde, so könnte unser Geschmac durch verständige Leute in einem ganz bösen Lichte erscheinen zu lassen versucht werden, welche Gefahr durch uns in einem ganz hohen Grade eintreten zu werden befürchtet und deshalb vermieden zu werden nicht unversucht gelassen werden darf. Auch stellen wir uns auf den Standpunkt (was ist ein Mensch ohne Standpunkt!) der Sprachanwaltschaft und finden, der Verfasser eines solchen Satzes sollte für seine Begangenschaft wegen versuchter und vollendeter vorsätzlicher Hirnbrandstiftung zu 5 Jahren Sprachlehre verurteilt werden.

Aus dem Idiotikon.

110. Heft (Huber & Co., Frauenfeld).

Die vorliegende Lieferung enthält in der Hauptsache die Wörter der Gruppe *sp* — *r*. Da steht, zeitgemäß genug, die Sippe von *sparen* an der Spitze und legt berektes Zeugnis ab vom Sparsinn des Schweizers. (Mancher Leser denkt dabei vielleicht auch an die kürzlich im Nationalrat gepflogenen Erörterungen, in denen auch vom Idiotikon die Rede war!). Es fällt besonders auf, daß die Zusammensetzung *i-spare*, die bei uns, namentlich im Amtsdeutsch, auch schriftsprachliche Geltung hat, sonst in keinem deutschen Wörterbuch aufgezeichnet und also wohl eigenständige Schweizerware ist. Beim einfachen Wort *sparen* haben sich bei uns bemerkenswerte Reste früheren Gebrauchs erhalten. Seine Bedeutungsentfaltung geht aus von einem allgemeineren Vorstellungsinhalt als dem in der heutigen Verwendung üblichen, nämlich von der Bedeutung ‚unversehrt bewahren, schonen‘, die auch das englische *to spare* hat. Wenn in Graubünden einer großmütig zu seinem Gegner sagt: *Spar mi nu nid!*, so entspricht das genau dem englischen *do not spare me*. Die gleiche Verwendung zeigt auch noch eine schöne alte Abschiedsgrußformel: *Spar di Gott gsund!* (Bern, Solothurn und Nordostschweiz). — *Sparen* ist vor allem eine Tugend der Hausfrau; ein Einsender aus Rima lobt die dortigen Frauen: *Flissigu un sporigu schint sch'*. Trotz aller Sparsamkeit will man sich aber bei Gelegenheit nicht lumpen lassen. Bim Herbst dörf men ämmel jo der *Wi nit spare*, heißt's in Baselland. Ein Appenzeller rühmt von seinen währschafften Schülblingen: *de Speck han-i au nid gspäret*. Zuversichtlich lautet ein Bündner Sprichwort: *Wer albig spart, lebt allzit hart; wer vil verzert, würd au ernert*. Wer gerne an feinerer Kost sich güttlich tut, findet dafür die faule Ausrede: *Mit de Chüechlene cha-me 's Brot spare*, oder: *Weggli, Züpfe spart's Brot*. Aber nicht nur Kleider, Lebensmittel, Geld, Müß und Arbeit werden gespart, man kann auch 's *Mul spare*. Josef Reinhart erzählt von gewissen Frauen: *Die hei 's Mul au nit gspart*. Hübsch ist die beschönigende

Redensart *d'Warheit spare für 'lügen'*, die in der lebenden Mundart nur aus Uri belegt, in der ältern Sprache aber reichlich bezeugt ist. Gegen die französischen Zollplacereien, unter denen eidgenössische Kaufleute 1553 zu leiden hatten, schreibt Rainsberg unmutig: „Do sy och schribent, der tag . . . sye nur ain klainfüegs geltli, das sy uf fründschaft von uns genommen, da sparend sy aber die warhait.“ — Eine heikle Sonderungsarbeit lag den gewissenhaften Bearbeitern zweifellos ob bei den Sippen *Sparren* (wozu *sperrn* gehört) und *Spor(en)*, *sporen*, *sperrzen*, *sporzen*. Der *Sparren*, ein Stück Rundholz von einer gewissen Dicke und Länge, hat zahlreiche Verwendungsmöglichkeiten in der einfachsten Technik; er ist *Sperr*- oder *Stützpfahl*, *Jaunpfahl*, *Querstange* beim Durchlaß durch einen *Jaun*, *Querriegel* an einer *Lüre* (wozu die Urner Redensart gehört: *eim der Sparre zieh*, einen mit Geldmitteln kurz halten), *Hebebaum*, *Knebel* als *Siz* bei einem ganz einfachen *Abort* (in den Schwyzer Alpen; man sagt daher: *uf e Sparre go*) usw. Für gelegentliche Anwendungen liefern die Zürcher Rats- und Richterbücher ergötzlich anschauliche Belege, wie etwa: „Do kamen ir dry in die reben, und einer fleich den kamerweg uf, den wolt er (der Rebhüter) mit dem sparren an den schedel han geslagen“ (1400). Gleichbedeutend mit *Sparren* ist *Sperrlig*. Aber auch *Sporen* (*Sporn*) zeigt eine ganze Reihe ähnlicher Bedeutungen, wie zugespitzter *Pfahl*, *Rundholz*, *Hebebaum* usw. Außerdem kann einer en *Sparre* oder en *Spore* im *Chopf* ha. Wortgeschichtlich erweist sich *Spore* als eine alte Bildung (sog. *Nomen agentis*) zu einem Tätigkeitswort *spore*, mit den *Beinen* stoßen, *strampeln*, *sich rühren*, *sich anstrengen*; neben diesem stehen in unsern Mundarten zum Teil gleichbedeutend *spenze* und *sporze*. *Sez häb di still im Bettli und spor-mer nid!* sagt eine Mutter zum Kind (Bern), und ein Emmentaler tut den Stoßseufzer: *Da cha-me der ganz Tag schanzen u chräblen u sporen u sperze, u het am End doch nüt dervo*. — Das Heft bringt dem aufmerksamen Leser wieder einmal recht zum Bewußtsein, wie verwirrend vielfältig das Sprachleben aussieht, wenn man ihm wirklich an den Puls greift.

W. Cl.

Allerlei.

Hier wird gefreit und anderswo begraben. — Und oft kommt gar das eine zu dem andern. (Schiller, Tell.)

Aber beidemal kann man Wunderbares erleben, sprachliche Wunder. Wer, wie der Schriftleiter, innert Monatsfrist ein trauriges und dann ein freundliches Familienereignis erlebt, kann es auch erleben, daß er in dieser Zeit zuerst ein Rärtchen bekommt, auf dem da gedruckt steht: „A. u. S. D. . . kondolieren herzlich!“; handschriftlich aber sind rührenderweise noch beigelegt die schönen Worte: „und nehmen herzl. Anteil an Ihrer Trauer“. Ergreifend! Also nicht nur kondolieren tun die guten Leute, sie nehmen erst auch noch „herzl. Anteil“! Vier Wochen später schickt jemand zur Vermählung der Tochter seine „herzlichsten Gratulationen und Glückwünsche“ . . . auch wieder rührend: nicht etwa bloß Gratulationen, sondern dazu erst auch noch Glückwünsche! Aber was haben sich die guten Deutschen gedacht beim „Kondolieren“ und bei „Gratulation“? — Nichts, rein nichts können sie gedacht haben, sonst hätten sie nicht das, was sie dabei hätten denken können und sollen, gleich noch deutsch beigelegt. Wunderschöne Beispiele für den Unterschied zwischen Fremdsprache und Muttersprache!

„Und oft kommt gar das eine zu dem andern“!